



Nr. 18

(1. Beilage.)

Donnerstag, den 22. Januar.

1903

Kraft des Schicksals!

Roman von H. von Gersdorff.

— CD —

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Frau von Anshar war zuerst auch allzusehr hingerissen von ihrer Tochter hochgeleganten Toiletten und hatte sogar einmal es nicht lassen können, zu hauchen: „Simmell! Welch ein Unterschied gegen damals“ und es dann nie wieder gethan bei dem sonderbaren, drohenden, starr werdenden Blick, der ihren Ausruf beantwortete. Dann kam die Bewunderung über die mit formblumem Damast ausgelegene Equipage, das funkelnde Silber der besten Geschirre, die großen Livres von Kutscher und Dienern, die sie zwar nicht laut äußerte, sondern nur als größte Ehrung ihrer Person aufnahm, sowie das freundliche Willkommen heiße, etwas herbstliche Luft, das Renate ein für allemal gestattet war, im Namen ihres Mannes mitzubringen. Es war dies Jahr ziemlich genau alles wie im vergangenen Jahre. Der Himmel schien den Herrn Wilhelm von Sumprecht besonders gern zu haben und begünstigte das Fest seiner erfreulichen Geburt gewöhnlich mit dem schönsten Wetter, selbst wenn der Herbst sich noch Abends vorher in wildem Sturm hätte austoben müssen, als sollte das stattliche Schloß in Grund und Trümmer gehen und kein Baum mehr ungebroschen stehen bleiben.

Es war 12 Uhr vorbei. Der Frühstückstisch gedeckt, mit Blumen geschmückt, die leuchtenden Vasen und kalten Pasteten mit braungebackenen Deckeln die Wilhelm niemals warten und kalt werden ließ, waren es schon geworden und Rosalie schalt jetzt ernstlich über Wilhelms Rücksichtslosigkeit.

Renate lächelte beschwichtigend, während sie die Blumen in der kleinen Kristallvase anders arrangierte.

„Ich bin überzeugt, der gute Wilhelm ist auf irgend einem Jagdzuge, der Morgen ist prächtig dazu.“

Frau von Anshar, die in einem fast zu jugendlichem Morgenrock sich in Wilhelms Schaukelstuhl sackte hin und her wiegte, hörte schweigend zu, oder vielmehr, sie hörte nicht recht zu, denn sie spann wunderliche Zukunftsgeanken, die sich selbst an einen herrlichen Roman, aus dem Englischen übersetzt, den sie vor kurzem gelesen, anknüpften. Da war einmal ein Mensch, der auch Gatte, Vater sogar und Schwiegersohn und auch großer Grundbesitzer gewesen, kurz vor einer Wahlzeit noch ein paar Minuten in den Park gegangen war, nur um noch etwas zu sehen, ohne Mühe sogar, höchstens auf ein paar Minuten, und er war niemals wiedergekommen — — — nach vielen Jahren hatte man sein Skelett in dem nahen Torfmoor gefunden. Was er da gewollt, konnte er nun nicht mehr erklären, es war auch gleichgültig, da seine junge Wittwe inzwischen die Gelegenheit gefunden, einen anderen zu heirathen. Eine räthselhafte, aber wunderbare Geschichte war es gewesen. Hier war ja auch ein höchst gefährlicher Morast gleich am Garten. Da konnte so ein schwerer Mann ganz gut versinken, und die Entengeschichte, die die Rößberger neulich so aufgeregt, hatte Renate der Mama in Ermangelung anderen Gesprächsstoffes ausführlich erzählt. Wenn nun Wilhelm da wieder jemand gespürt hätte, und er war in seiner Jagdlebensart unvorsichtig gewesen, er konnte zeitlebens verschwunden bleiben, wie jener englische Herr! Renate wiederum frei, noch

jung, schöner als je, reiche Baronin, Selbstherrscherin in dem süperben Schloß, ihre Mutter natürlich sofort zu ihr. Gerade in dem angenehmen Moment flog die Thür auf und Wilhelm trat lebend, wenn auch nicht sehr salonsfähig, in das Frühstückszimmer, mit Freuden und heftigen Vorwürfen von Rosalie begrüßt. Renate sah nur erstaunt aus, so daß er mit leichtem Stirnrunzeln bemerkte: „Na, liebe Gattin, du scheinst geglaubt zu haben, daß ich drei Tage wegbleiben würde.“ Frau von Anshar sah beinahe enttäuscht aus, und die Begrüßung war eine förmliche.

Auf die Frage, wo er denn gesteckt habe, erwiderte er heiter, daß ihm Meldung gemacht worden sei von Elchspuren, die aus den königlichen Forsten auf Altendederer Revier, ziemlich nahe am Rößberger, sich im Busch gegen das Moor hinzögen. Es wäre doch zu böse, wenn sich solch ein schwerer Wursche da zu weit vorwagte, meinte er heiter und etwas aufgeregt.

Plötzlich fragte Renate, während sie eifrig eine Apfelsine für ihren Mann schälte:

„Wie ist denn das mit der Aussicht auf Verkauf von Altendederen geworden?“

„Nichts ist geworden“, sagte Wilhelm. „Der Mann hat heute geschrieben, daß er sich leider von dem Geschäft zurückziehen müsse, trotz des prächtigen Jagdgrundes.“

Er lachte leise auf.

„Gräßlich, solche „Halbsinner“, die nie wissen, was sie wollen! Du, Rosi“, mit solchen Rosenamen war Wilhelm sehr sparsam, „die Rebhuhnpastete — brillant!“

Rosalie strahlte.

„Wäre es denn ein netter Nachbar gewesen, dann wäre es doch eigentlich schade, Wilhelm.“

„Weiß der Himmel! Jedenfalls giebt das nie etwas sehr Schönes — so zwei leidenschaftliche Jäger dicht beisammen. Da könnten doch Grenzverwechslungen vorkommen, die unangenehm wären.“

Er schien satt, oder wollte er das Gespräch nicht fortsetzen, kurz er stand auf, reckte sich und ging pfeifend hinaus.

Vor der Schwiegermutter sich zu genießen, war gegen seine Grundfäße.

„Schade“, hörte er seine Frau noch sagen, „ich hätte es dem alten Herrn gegönnt, daß er das alte, kalte Haus und die Wirthschaft los geworden wäre. Er wollte sogar in die Stadt ziehen. Wieder ein getäuschte Hoffnung!“

Wilhelm wandte sich einen Moment um und sah sie an.

Sie sah mitleidig und traurig aus. — — —

Die Stunde des Diners war gekommen. Der Baron schon im Frack, den rothen Adlerorden 4. Klasse am Revers, sah stattdessen genug aus. Man sah ihm den Fünzigiger kaum an.

Rosalie, in einem zu eng gewordenen, roth und blauen Changeant-Seidenkleide, das herrlich zu ihrem Teint passte, pendelte zwischen Küchenräumen und Speisesaal hin und her. Rößberg stand Posten am Kuchfenster, von wo man die Wagen schon weither bei den Vorwerksecken anfahren sehen konnte.

Wilhelm stieg hinauf in das Toilettenzimmer seiner Frau, einen letzten, begutachtenden Blick auf ihre Toilette zu werfen.

"Donnerwetter!" stieß er heraus, als er sie sah.

Sie sah ja wunderbar aus! Kein Mann auf Erden konnte solch prachtvolle Erscheinung als Gattin sein eigen nennen.

Die Leute müssen ja plätzen von Neid! Besonders die Königsberger Kürassiere, die heute zum ersten Male nach Rößberg geladen waren, da Wilhelm vorige Woche einmal durch Zufall dort Kameraden begegnet und ins Kasino gebeten worden war. Von Silber schimmernder Seide umflossen, hob sich die edelgeformte Büste der schönen Frau aus den echten Spitzen des Ausschmückes, weiße Rosen waren mit einer Brillantnadel an der Brust befestigt. Sie winkte der noch an den Spitzen des Kleides beschäftigten Kose, noch eine andere, ganz unnütze Arbeit zu verrichten, um sie im Zimmer zu behalten.

"Kommt schon jemand, lieber Wilhelm?" fragte sie sehr freundlich wie immer.

"Nein! Ich glaube nicht."

"So hübsch warst du noch nie, liebe Frau, wie heute!"

"Weinst du?" fragte sie lächelnd mit einem ausleuchtenden Blick. "Run, an diesem Tage thue ich eben mein Möglichstes, die schwindende Jugend durch das reiche Toilettengeld, das du mir gibst, zu ersetzen."

Er trat näher.

"So laß mich, als erster deiner Kavaliere, dir meine Bewunderung zuerst aussprechen", sagte er mit steifer Galanterie.

Wilhelm pflegte mit Frack und Orden stets auch einen feineren Ton, was er den Salonten nannte, anzunehmen.

Es pochte an die Thür, und so konnte er das fast erschrockene Zimmermädchen der schönen Frau nicht mehr wahrnehmen, denn er hörte zugleich Kahlbergs devote Stimme sagen, daß die Herren Kürassieroffiziere an der Scheune vorbeiführen.

Wilhelm trat hinaus, seinen blond-weißen Vollbart streichend.

"Du kommst doch gleich, Renate?"

"Gewiß." — — —

Das Diner war vorüber. Man hatte sich in die unteren Salons begeben, wo man bei Kaffee und Likör zwanglos umherstand oder saß. Wilhelm war äußerst befriedigt. Er war ordentlich zärtlich gegen seine Schwester aus Dankbarkeit für ihre Kochkunst und jedes in das Fach schlagende Arrangement. Ihr rundes Gesicht strahlte jetzt in noch höherem Farbenglanz als ihr seidenes Gewand, überall diese wohlverdienten Ehren, die sie erfuhr, und sie war ebenso von einem Hofstaat umgeben, wie ihre schöne Schwägerin, an dem sich freilich mehr Herren beteiligten. Aber Wilhelm und Rosalie sahen derartige Bewunderung für Renate sehr gern, war sie doch ein Prunk- und Schaustück, wie es der Familie Lamprecht würdig war. Wilhelm selbst hatte als Hausherr in dieser großen Versammlung viel Pflichten zu erfüllen, aber jetzt trat er doch stolz an den huldigenden Kreis heran, der seine Frau umgab.

Der alte Kammerherr von Hühnerbein war nicht der geringste von Renates Bewunderern und wärmte nach Kräften seinen einstigen Ruf als liebenswürdiger Schwerenöther auf, wenn es ihm auch nicht mehr gelang, den seiner einstigen Erfolge glaubhaft zu machen. Aber Renate mochte gerade ihn gern leiden. Seine zierliche, altmodische Liebenswürdigkeit, die er am babilischen Hofe gelernt, gefiel ihr, und sie hatte da nie abzuwehren, oder etwa ein Zwiel zurückzuweisen.

Als der alte Herr Wilhelm zu seiner Frau treten sah, stolz, beinahe aufgeblasen, in berechtigter Eitelkeit, da stimmerte es einen Moment boshaft in seinen grünen Schlingäuglein auf.

Er mochte den Rößberger durchaus nicht gut leiden.

"Na, Verehrtester! Für Sie habe ich auch eine freudige Überraschung; denn ich weiß ja, wie die nachbarliche Theilnahme Sie schon heute früh zum alten Hühnerbein trieb." Irrend einen Grund, sagte sich der Alte, und keinen nachbarlich herzlichen, mußte der Rößberger gehabt haben, daß er heute früh bei ihm gewesen war, sich genau nach allen Verkaufsbedingungen Altendekens erkundigt und den Preis viel zu hoch genannt hatte.

Bei nachheriger Ueberlegung war der alte Herr auf die Idee gekommen, daß der Rößberger die Klitsche am Ende selber kaufen werde, obwohl seine Felder ganz ausreichend arrondirt waren und Altendeken nur als eine Art längliches, von Rößberg aus schwer zu kontrollirendes Anhängsel zu betrachtet war.

"So, eine freudige Überraschung, von Ihnen", lachte Wilhelm behaglich, "lassen Sie hören."

"Dem gewissen Absagebrief von heute früh folgte soeben eine Depesche von dem Betreffenden, daß er morgen früh nochmals hier eintreffen werde und die Verhandlungen hoffe zu einem günstigen Ende zu führen."

"Verflucht!" entfuhr es Wilhelm in so aufrichtigem Aerger, daß der alte Hühnerbein doch etwas verblüfft war. Ein so hohes

Interesse am Verkauf von Altendeken hatte er doch kaum erwartet.

"Run!" meinte er, in langsamen Zügen eine kleine Meer-schaumpfeife anbrennend, die allein ihm von Renate hier gestattet war. Verhandlungen sind noch nicht abgeschlossene Kontrakte, Verehrtester."

"Das letzte Wort ist ja noch nicht gesprochen, und wenn mir sonst einer mehr bieten würde, dann liegt für mich kein Grund vor, diesem Herrn Friesen vorzuziehen."

"Friesen?!" glitt es plötzlich über zwei erblaßte Lippen in jähem Schreck.

Alles sah erstaunt auf Renates Gesicht.

"Ja, Berthold oder Dagobert?" hauchte sie, todtensbläß geworden, mit entsetztem Blick.

Es schien, als wollte sie umsinken.

Die Herren sprangen hinzu, um sie zu stützen, ihr einen Sessel zuzuschieben.

"Baronin sind nicht wohl, rasch etwas Wasser, Eau de Cologne, Wein!" —

Rosalie kam auch schon herangestürzt, brachte alles verlangte, fragte und wunderte sich, bekam aber nur halbe Antworten.

"Aber wo ist denn Wilhelm, mein Bruder?"

Der alte Hühnerbein hatte ihn beim Arm gefaßt und mit sich gezogen.

"Sie, Baron, was ist denn los? Ihre Frau wird ohnmächtig, grad als sie den Namen hört? Friesen! Ich muß wissen, woran ich bin mit meinem Käufer! Was hat Ihre Frau ohnmächtig zu werden vor Schreck und Sie wissen auch was von ihm, Verehrtester?"

Wilhelm bebt vor verhaltener Leidenschaft und Heftigkeit. Er stand einen Moment in dumpfem Schweigen, dann stieß er in kurzen Pausen hervor:

"Sie kennen mich, ich mache keine dunklen Geschichten und Klauen. Ob und wie Renate und ich den Menschen kennen, darüber bitte ich Sie nicht nachzudenken und noch weniger zu reden. Ich kaufe Altendeken in jedem Fall zu höherem Preise, als Ihnen jener Mensch bieten mag. Er ist ein Lump, wo ihn die Haut anrührt, und wir wollen ihn nicht in der Nachbarschaft", schloß er mit flammendem Blick.

"Hören Sie mal, wissen Sie auch ganz genau, was Sie da sagen, oder spricht Ihr trefflicher Sekt aus Ihnen", meinte der Alte bedächtig.

"Wie können Sie das denken!" fuhr Wilhelm auf.

"Ich muß und will Ihnen nur soviel sagen, daß ich für das Weitere einstehe, und der Schuft der Familie meiner Frau nahe gestanden hat, und ich erwarte, erbitte, ihm nicht Altendeken zu verkaufen und weder ihm noch anderen über den Vorfall hier zu reden. Der wird sich verwischen, sobald der Mensch fort ist. Die Ohnmacht meiner Frau ist vollends als unwichtig darzustellen."

Der Alte betrachtete Wilhelm scharf, forschend. Der sprach die Wahrheit. Furchtlos und kalt.

Er schob langsam seine dünnen, weißen Haarsträngen des dünnen, spitzen Vogelkopfes hin und her mit der zitterigen Bedachten.

Da trat rauschend und stolz Renate auf die Schwelle.

"Wilhelm", sagte sie laut und heiter, "ich bitte um Verzeihung, daß ich mich nach fast zehn Jahren noch von der leidigen Geschichte, die mit dem Namen Dagobert Friesen verbunden war, so erschrecken ließ. Ich muß wirklich sagen, daß auch mir der Gedanke, dem Mann hier täglich zu begegnen, höchst peinlich wäre."

"Ihr Gemahl, Baronin, nannte ihn einen Ehrlosen, einen Schuft —"

"Ich könnte nichts anderes sagen, aber mir würde der größte Gefallen erwiesen, wenn keinerlei Gerede entstände, in das mein und damit meines Mannes Name verwickelt würde. Es giebt in jeder Familie einen Entarteten. Todtschweigen ist dann gewöhnlich das Beste."

Sie reichte bittend dem alten Herrn die Hand und dann ihrem Mann. In schweigender Ehrfurcht beugte er sich darüber.

Fortsetzung folgt.

Mein Leben.

Schau ich zurück,

Wo blieb das Glück?!

Woh' mir: — veräumt,

Verfehlt — verträumt!

Ein Landesverrat.

Aus der Praxis eines Kriminalisten.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Das Nächste, auf das ich mich zu erinnern vermag, ist, daß ich, fest gebunden, in einer rasch dahinjahrenden Droschke saß. Neben mir hatte Hettkau Platz genommen und mir gegenüber saßen die beiden Männer, die vor Hettkaus Landhause vorgefahren waren.

„Wie ist jetzt Ihr wertlos Besinden, Herr Hübner?“ fragte Hettkau in recht höhnischem Tone. „Wissentlich besser, nachdem sich die Wirkung des Chloroforms verflüchtigt hat?“

„Sie erbärmlicher Pump!“ schrie ich ihn an. „Sie gemeiner Spion! Ich kann nicht Worte genug finden, um Ihnen meine Verachtung auszudrücken.“

„Sie werden gar nicht mehr lange überhaupt noch etwas ausdrücken können. Sie sind ein bißchen zu geschwiegen, lieber Freund! Wie konnte jemand nur auf den Gedanken kommen, daß so ein Grünschnabel wie Sie herausbekommen würde, wer das To p. b. Geheimnis verkauft! Der muß gerade ebenso dumm gewesen sein, wie Sie selber. Vom ersten Tage an, als Sie zu uns kamen, wußte ich, wer Sie waren. Viel Scharfsinn gehörte freilich nicht dazu, um sofort zu erkennen, daß, wenn man auf höhere Weisung einen neuen Arbeiter anstellt, wo man ganz gut ein paar andere hätte entlassen können, daß das doch nur ein fauler Kniff war, um etwas herauszufinden, was Sie doch nicht herauskriegen werden.“

„Lassen Sie mich nur erst wieder frei sein, dann wollen wir einmal sehen, ob dieser Kniff so faul war. Man weiß jetzt, wer Sie sind und man kennt auch Ihre Hintermänner und noch im Laufe des morgigen Tages wird man Sie auf Numero Sicher gebracht haben!“

„Ha, ha, ha! Aber, mein verehrter Herr Hübner, es liegt gar nicht in unserer Absicht, Sie frei zu lassen, denn wir fürchten allerdings, daß wir Sie ein zweites Mal nicht so leicht kriegen würden.“

„Ein besseres Wetter konnten wir uns gar nicht wünschen. Der Lärm, den die Explosion macht, wird sich mit dem Donner vermischen, und man wird sich daher über die Explosion weiter kein Kopfschütteln machen. Ich muß Ihnen nämlich noch erzählen, Herr Hübner,“ wandte sich jetzt Hettkau zu mir, „daß mein Freund hier ein neues Sprengmittel erfunden hat, das hundertmal stärker ist, als alle bisher bekannten, und er möchte gern mal seine Kraft probieren. Zu diesem Zwecke hat er das kleine Haus hier gemietet, in dem er zu seinem Vergnügen ein kleines Feuerwerk veranstalten wird. Da ich nun weiß, welch reges Interesse Sie an derartigen Experimenten zu nehmen pflegen, hielten wir es für wichtig, Sie — wenn auch nur in passiver Weise — daran teilnehmen zu lassen.“

Wir schloßen die Worte, um darauf zu antworten. Aus dem Wagen, den man einen Kilometer oberhalb der Landstraße hatte halten lassen, war ich in ein kleines, unmobiliertes Zimmer eines verfallenen Bauernhauses geschleppt worden, und in der Mitte desselben saß ich auf einem alten Stuhl und war so an Händen und Füßen gebunden, daß ich mich nicht bewegen konnte.

„Sie sehen wohl die Blechbüchse auf dem Balken über Ihrem Kopfe, mein lieber Herr Hübner?“ fuhr Hettkau fort. „Die ist mit dem neuen Explosionsstoffe meines Freundes gefüllt, und zwar einer genügend großen Quantität, um damit das größte Gebäude des ganzen Reiches in die Luft zu sprengen. Wenn Sie die Güte haben wollten, Ihren geistreichen Kopf etwas mehr nach rückwärts zu beugen, so werden Sie bemerken, daß von der Büchse eine Schnur ausgeht. Sie können dieselbe weiter verfolgen, und werden wahrnehmen, daß sie sehr lang und durch das Fenster hindurchgezogen ist. In der Hoffnung, daß Sie mich verstanden haben, will ich nur noch kurz bemerken, daß es in unserer Absicht liegt, uns an einen sicheren Ort zurückzuziehen, dann die Schnur anzuzünden und das Weitere abzuwarten. Ihnen aber wünsche ich zu Ihrer Himmelfahrt viel Vergnügen.“

Seine Kameraden, die schon während seiner höhnischen Rede wiederholt gelächelt hatten, brachen bei den letzten Worten in nicht endenwollende Lachsalzen aus.

Draußen tobte ein furchtbares Gewitter, das beste Wetter für das schreckliche Verbrechen, das hier verübt

werden sollte. Blendende Blitze folgten aufeinander mit erschreckender Geschwindigkeit, und so heftig und ununterbrochen rollte der Donner, daß man fast betäubt wurde.

Als sie endlich mit ihren teuflischen Vorbereitungen zu Ende waren, schickten sich die Drei an, das Zimmer zu verlassen. Die Furcht, daß das Haus vom Blitz getroffen werden könnte, trieb sie zu größter Eile an, denn nur zu gut wußten sie, daß die dann folgende unvermeidliche Explosion sie alle töten mußte.

„Es wird Sie vielleicht interessieren, werter Herr Hübner, daß das andere Ende der Schnur in einem Schuppen angebracht ist, der etwa dreihundert Meter von hier entfernt liegt. Die Explosion kann also frühestens drei bis vier Minuten, nachdem wir weg sind, erfolgen. So lange müssen Sie sich schon gedulden, aber das wird Ihnen hoffentlich nichts ausmachen. Es ist auch möglich, daß die Explosion selbst Sie ein wenig erschreckt, das geht aber rasch vorüber.“

Mit diesen brutalen Worten, die von heftigen Donnerschlägen begleitet wurden, verabschiedeten sich die drei würdigen Freunde von mir.

Wer es vermag, suche sich die entsetzliche Lage, in der ich mich befand, auszumalen! So fest war ich an den Stuhl gebunden, daß ich kaum mit einem Muskel zucken konnte, und dabei mußte ich jede Sekunde für meine letzte halten. Ruhig und gefaßt, denn ich war zu bestürzt, als daß mir das Entsetzliche meiner Lage vollkommen zum Bewußtsein gekommen wäre, wartete ich das Ende ab. Dann sah ich auf die Blechbüchse und fragte mich, ob sie auf diese oder jene Seite des Balkens fallen würde? Ob ich wohl noch die Explosion sehen würde, ehe ich selber in Atome zerföbe? Ich will Euch aber nicht länger mit den Gedanken, die ich in jener Nacht durch mein Gehirn gehen ließ, aufhalten. Nur soviel will ich Euch sagen, die Qualen, die ich auszuhalten hatte, waren furchterlich. Da ich meine Uhr nicht herausholen und auf dieser nicht sehen konnte, wie die Minuten verstrichen, fing ich an, langsam bis sechzig zu zählen. Es verging eine Minute, und dann noch eine ... Drei, fünf Minuten zählte ich so ab. Und noch immer rührte sich nichts an der Schnur. Zehn Minuten! Ach, warum quälten sie mich so mit diesem angstvollen Warten! El, zwölf Minuten — Mir wurde schwindelig. Ich versuchte weiter zu zählen, es ging aber nicht mehr. Plötzlich wurde mir ganz schwarz vor den Augen.

Am nächsten Morgen fand mich ein Arbeiter, der zufällig das Haus betrat, bewußtlos darinnen vor. Zum Glück berührte er nicht die Schnur, sonst wäre es um uns Beide geschehen gewesen. — Draußen lagen drei halbverbrannte Männer, die vom Blitz erschlagen worden waren.

Später stellte es sich überzeugend heraus, daß Hettkau nicht nur das Geheimnis der Konstruktion der neuen Torpedos, sondern auch das Modell einer neuen Granate, die vor kurzem erst vom Kriegsministerium angenommen worden war und mit der auf einigen Panzern Versuche angestellt werden sollten, an eine auswärtige Macht verraten hatte. Aber die fremde Regierung, die Hettkau durch ungeheure Summen veranlaßt hatte, den Verräter an seinem Vaterland zu spielen, sollte sich so wenig wie er selber der Früchte ihrer Hinterlist erfreuen, denn Torpedo sowohl, als auch Granate wurden bald darauf durch Modelle neuerer und besserer Konstruktion ersetzt.

Hettkaus Witwe, die von dem schändlichen Treiben ihres Mannes nichts gewußt hatte, zog bald nach seinem Tode ins Ausland. Wer die beiden anderen Männer gewesen sind, konnte niemals ermittelt werden, denn ihre Zeichen waren bis zur Unkenntlichkeit entsetzt. Nur etwa fünfzig Meter weit waren sie erst vom Hause gekommen, als sie vom Blitz getroffen wurden.

Seit jener Zeit sind in unseren militärischen Instituten Geheimnisse nicht mehr verraten worden und hoffentlich wird das auch in Zukunft nicht mehr vorkommen.

Und Ihr, liebe Freunde, werdet es jetzt wohl begreifen, warum mich seit jener Nacht jedes Gewitter so furchtbar aufregt kann.



Deutsche Kabel.

Der Ausbau deutscher Kabeln, der immer notwendiger wurde, um uns vom Auslande unabhängiger zu machen, ist in den letzten Jahren lebhaft gefördert worden. Deutschland verfügt seit Anfang 1902 über 73 Kabeln, von denen 48 den Verkehr zwischen Gebietsteilen des eigenen Landes, 6 zwischen Kolonien und 19 zwischen Deutschland und überseeischen Ländern vermitteln. Hinzugekommen ist seit 1901 nur eine deutsche Linie des internationalen Kabelnetzes, nämlich eine zweite Verbindung zwischen Grootefels (bei Emden) und Bacton (England) mit vier Leitungen und 450 Kilometer Länge. Durch diese Vergrößerung stellt sich die Gesamtlänge der deutschen Kabeln nunmehr auf 16 334 Kilometer gegen 15 488 Kilometer zu Anfang 1901. Die deutschen Kabel sind zu mehr als ein Drittel Länge staatlich, zu fast zwei Drittel privat. An ersteren haben zu einem Teil Schweden, Dänemark, Großbritannien und die Schweiz Miteigentum, die letzteren befinden sich in den Händen der Deutschen See-Telegraphen-Gesellschaft und der Deutsch-Atlantischen Telegraphen-Gesellschaft, die beide in Köln beheimatet sind. Zieht man die Hälfte der in gemeinsamem Besitz mit fremden Staaten befindlichen Linien (14 784 Kilometer) von dem reichsdeutschen Kabelbesitz ab, so ergibt sich ein ausschließlich dem deutschen Staate gehöriger Anteil am Kabelnetz von 5125 Kilometer und folglich unter Hinzurechnung der deutschen Privatkabel (9731 Kilometer) ein absolut deutscher Anteil am Kabelnetz von 14 856 Kilometer.

Mit diesen beiden Zahlen seiner staatlichen und gesamten Kabelnlänge nimmt Deutschland gegenüber den auswärtigen Mächten noch immer eine verhältnismäßig untergeordnete Stellung ein; auch steht die Ausdehnung des deutschen Kabelnetzes hinter der Verbreitung und Bedeutung des deutschen Ueberseehandels und Verkehrs zurück. An der Spitze steht England mit nicht weniger als 232 711 Kilometer; es folgen Frankreich mit 59 000, Amerika mit 37 000 Kilometer und Dänemark. Hinter Deutschland schließen sich an: Asien (11 000), Spanien (3000), Italien (2000), sodann Ozeanien, Norwegen usw. Von der Gesamtlänge des Weltkabelnetzes von 379 614 Kilometer gehören Deutschland nur etwa ein Sechstel, während England fast über zwei Drittel verfügt. Die Nachteile für Deutschland leuchten unter diesen Umständen ein. Auch ist eine Vergrößerung des deutschen Kabelnetzes nicht verhältnismäßig größer wie bei anderen Staaten.

Indessen hat die deutsche Kabelindustrie es in kurzer Zeit zu hoher Entwicklung gebracht: Sie ist zwar eine der jüngsten, kann indessen vertrauensvoll in die Zukunft blicken, weil sich ihr Produkt bereits im Auslande einen guten Ruf erworben hat und der Bedarf an Kabeln infolge Erweiterung der Kabelnetze für lange Jahre noch steigen wird. Der Absatz der Telegraphenkabel und Telegraphenlabelladen nach dem Auslande bezifferte sich im Jahre 1889 auf zwei Millionen Mark, im Jahre 1901 betrug er mehr als das Zehnfache, nämlich 20,1 Millionen Mark.

Das Deutsche Kabelwerk in Rorderham an der Weser läßt gegenwärtig auf der Vulkanwerft bei Stettin einen großen Kabeldampfer bauen. Ein kleinerer Kabelleger und Reparaturdampfer, „v. Poddelski“ genannt, befindet sich bereits im Besitze des Werkes. Für die Legung transoceanischer Kabel reicht „v. Poddelski“ aber nicht aus. Der neue Dampfer erhält eine Kabelabfahigkeit von 5000 Tonnen gegen 1300 Tonnen des kleinen Schiffes dieser Art. Die erste von dem neuen Dampfer auszuführende Arbeit wird die Verlegung des zweiten Kabels nach Amerika sein; die erste Hälfte desselben muß vertragsmäßig im Jahre 1903, die zweite Hälfte im Jahre 1904 fertig sein. Das erste deutsche Kabel nach New York wurde bekanntlich in England hergestellt und von einem englischen Dampfer gelegt.



Was die Einbildung macht.

In einem Hotel wurde ein Herr von schrecklichem Bahnweh, begleitet von Anschwellung des Bauches, gequält. Der Hotelinhaber riet zu Blutegeln und unternahm es selbst, die Operation auszuführen. Er rollte ein Stück Papier zu einem Dütchen zusammen und hielt den Egel mit Hilfe desselben in den Mund des Patienten. Als dieser nach einigen Minuten das Tier noch nicht anbeißen fühlte, sah er nach und bemerkte, daß dasselbe aus dem Papier verschwunden war. Man nahm sofort zum größten Entsetzen des Leidenden an, daß er den Egel verschluckt habe. Der Vermste fühlte auch sofort schreckliche Bisse im Magen und obgleich er sofort ein Glas süßen Mandelöls verschluckte, taten doch erneute Bisse das Lebendigkeit des Wurms kund. Ein Doktor, der herbeigerufen ward, verordnete eine Unze Ricinusöl, aber wiederholte Schmerzensanfälle zeigten, daß der Blutegel noch immer im Magen weilte. Der unglückliche Mensch geriet nun in die schrecklichste Angst, er fürchtete, daß seine Eingeweide zerbissen und sein Tod gewiß sein werde. Ein zweiter Arzt wurde geholt; er verordnete zwei Unzen Ricinusöl, welches der Patient ruhig verschluckte, doch die Bisse und Schmerzen wollten nicht enden. Zufällig wechselte währenddem der Hotelier seinen Rock und siehe da, im Ärmel fand er den Blutegel, der aus dem Papier herausgefallen war. Der stöhnende Kranke erfuhr zu seinem Glück, daß er noch nicht dem Tode verfallen war; doch war er die Deute höchst unangenehmer Gefühle infolge der drei Unzen Ricinusöl, die er verschluckt hatte.

Abgewinkt.

Sie: „Ich träumte soeben, du hättest mir ein entzückendes Armband zum Geburtstag geschenkt.“ — Er: „So — dann träume jetzt mal, wo ich das Geld dazu hernehmen soll!“

Ein verfehltes Mittel.

„Doktor, es hat wirklich keinen Zweck, daß Sie mir ein Brechmittel geben. Ich habe es schon früher zweimal versucht, aber mein Magen verträgt es nicht und behält es nicht.“

Noch schlimmer.

Jünger Vater: „Das Kind bringt mich zur Verzweiflung mit seinem Schreien.“ — Junge Mutter: „Ich will ihn beruhigen und ihm etwas vorsingen.“ Der Mann: „Um Gottes willen nicht! Laß ihn schreien!“

Die Vorteile des Dampfes.

Der Dampf ist doch ein herrliches Ding,“ bemerkte ein Reisender im Bahnwaggon zu seinem Nachbar. — „O. w. h.“, erwiderte dieser, „ich wenigstens verdanke ihm mein ganzes Vermögen.“ — „Da sind Sie wohl gar Direktor einer Eisenbahngesellschaft?“ — „Nein.“ — „Oder vielleicht Ingenieur?“ — „Auch das nicht; ich habe aber mehrere reiche Onkel durch Bahnunfälle verloren.“

Beim Examen.

Behufs seiner Anstellung im Bahnhofsdienst wird ein Mann auf die Schärfe seines Gehörs hin geprüft. Der Prüfende, ein Arzt, fragt: „Sehen Sie diese Uhr?“ — Mann: „Ja wohl.“ — Doktor: „Hören Sie sie ticken?“ — Mann: „Ei gewiß, ganz deutlich.“ — Doktor: „Treten Sie weiter zurück.“ (Der Mann tritt drei Schritte zurück.) „Hören Sie sie jetzt?“ — Mann: „Ja wohl.“ — Doktor: „Nun, dann hören Sie in der Tat ausgetrichelt, denn die Uhr ist seit vierzehn Tagen nicht aufgezogen.“



Nr. 4.

Donnerstag, den 22. Januar 1903.

18. Jahrgang

D'r Boh'doctor.

(Massauische Mundart.)

Deß Boh'wieh is' vum Deiwel schier
E' Krankhet, den m'r hasse;
Dann all' die Wurzeln vum 'nem Boh'
Die zum Gebiß nit passe'
Lasse' am bei Tag un' Nacht la' Ruh'
Un' ärgern an nor immer zu,
Se hinner an am Beise,
Selbst bei de' gärtste Speise.
Doch hott deß werlich aach sein Zweck
Für den, den Boh' austreibe;
Denn geb's la' Boh'wieh in d'r Welt,
Dann herre niz ze beise?
Den Boh'arzt un' was im so se rim,
Den Fraß un' aach e' duzend Rin',
Drim muh eich meiner Seele,
Deß Boh'wieh noch empfehle!
Den Bel', wann se aach schredlich scheint,
Is' doch nur halb so schlimm,
E' Boh'ort dreht 'nem Badesoh'
Dir so im Ru'erim;
Un' secht: e' heit kan Schmerz gespürt,
Nach met d'r Bang' su operiert,
Dah' er 'ne rausgerisse'
Ch' Feuer du gefrische'.
Drim schennt nor nit ihr liebe' Leut'
'nfs Boh'wieh ohne Gründe,
Un' gönnt dem Boh'arzt doch sei' Brod,
Ungunst wär' jo hie' Sünde. —
Un' nimmt Euch Auer in die Kur,
Reißt aus 'nem Boh' ganz met Bravour,
Dann denkt doch nor im Herze':
Der Mann hot aach sei' Schmerz!

C. Mager

Die erste Abriistung.

Es will der Fürst von Monaco,
Noch ist es kaum zu fassen,
Im nächsten Jahr sein ganzes Heer
Für immer eingehn lassen.
Sein ganzes Heer! — Wer hat ihm bloß
In diesem Schritt gerathen?
Es sind einhundertfünfzig Mann
Verwegener Soldaten!

Es soll die fürstliche Armee
Nicht ganz und gar verschwinden,
Als Polizei soll ab und zu
Sie noch Verwendung finden.
So wird ihr nun der stolze Ruhm
Als Heeresmacht genommen,
Doch dafür wird sie ab und zu
Etwas zu thun bekommen.

Wau-Wau.

Die gelungene Kur.

Humoreske von Marietta v. Markovics.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Um aufrichtig zu sein, so müssen wir verraten, daß diese hübsche Arbeit in den Frühstunden nicht eher vorwärts schritt, bis ein gewisser Doktor das Haus verlassen und einen verstoßenen Diebesgruß hinauf zu ihrem Fenster gesandt.

„Ich weiß nicht, warum du seit einigen Wochen immer so schnell mit dem Frühstück fertig und bei deiner Tapissiererei bist, Elfriede? Das warst du doch sonst nicht? — Ruhig, sitze ruhig, Mignon, mein Herzblatt!“

Die Majorin blätterte in dem Modehefte und beachtete zum Glück das jäh erröthende Gesichtchen ihrer Tochter nicht.

„Wenn wir heute unsere Einkäufe gemacht haben, kleide dich um, Elfriede. Nimm das rosa Foulardkleid und eine frische Fliederblüte ins Haar — ich habe den Landgerichtsrat von Diderloß zum heutigen Diner geladen — du kannst auch die kleinen Diamanten ins Ohr nehmen.“

„Über Mama — den unausföhllichen Altenmenschen!“

Elfriede erbleichte und trat mit ihrem winzigen Füßchen erregt den Schemel vor dem Nähtisch. Aber auch die Mama erwiderte hastig, und die Flügel ihrer schönen, griechischen Nase vibrieren leise:

„Du kennst meine Absichten über Herrn von Diderloß. — Ich habe ihn dir zum Gatten bestimmt! Er ist von altem Adel, hat Vermögen, eine gute und sichere Position —“

„— hat das Podagra und ist um dreißig Jahre älter als ich —“ fiel Elfriede spottend und fast weinend ein.

„Das ist einerlei! Du wirst an seiner Seite eine sehr geachtete Stellung einnehmen, die besten Häuser stehen dir offen —“

„Aber ich liebe ihn nicht!“ rief die Tochter.

„Das kommt später. Fürs erste heiratest du ihn. Er wird heute noch um dich anhalten. Ich hoffe, daß du meiner Erziehung Ehre machen und ihn sehr liebenswürdig empfangen wirst!“

Im Begriff, der Mama so viel als möglich Opposition zu machen, fiel Elfriedens Blick auf die gegenüberliegende Häuserreihe.

Da stand der hübsche, junge Doktor, legte die Hand aufs Herz und sah mit himmlischen Augen zu ihr empor. Das Blut schoß ihr jäh ins Gesicht.

Rein! — Ehe sie den Herrn von Diberloh mit dem gelben, lederfarbenen Gesicht nahm, lief sie lieber der Mama davon.

Wenn sie Herbert Flock nur einmal sprechen könnte — aber wie ihn benachrichtigen? Man konnte doch die Dienstboten nicht ins Vertrauen ziehen?

Gott, wie nur Zeit gewinnen, um diesem Meerkater zu entkommen?

In diesem Augenblicke ließ der Rechtsanwält der Majorin sich anmelden, und Elfriede verließ das Zimmer, um in ihrem Boudoir in heller Verzweiflung sich auf das Ruhebett zu werfen und heißen Tränen freien Lauf zu lassen.

Gegen Mittag gab es auf dem ersten Absatz der Hintertreppe zwischen Friß Lämmchen und Lene Großmann ein leise geführtes Gespräch.

„Wie ich Ihnen sage, Friß! Ich habe es mit eigenen Ohren gehört. Heute kommt der Süßholz raspelnde Landgerichtsrat und wird um das Fräulein werben. Das arme Wurm hat sich stundenlang die Augen rot geweint. Ich konnte es gar nicht mehr mit ansehen. Na, ich möchte ihn ja auch nicht!“

„Und meinem Doktor schmeckt das Essen schon lange nicht mehr wie früher! Er seufzt und grübelt Tag und Nacht.“

So meinte Lämmchen und betrachtete angelegentlich die kleinen, krausen Naturlocken, die dem netten Stubenmädchen über die Stirn fielen.

„Statt zu seufzen und zu grübeln, sollte er lieber etwas tun, um die Friede zu bekommen!“

„Das ist leicht gesagt,“ erwiderte Lämmchen und kratzte sich hinter dem rechten Ohr.

„Wenn er nur wenigstens bei der Majorin eingeführt wäre —“

Lene sah ihren Verehrer mitleidig an.

„Ich sehe schon, daß ich die Sache in die Hand nehmen muß! — Friß, versprechen Sie mir, daß Sie mich in ein Opernballet führen wollen — wofür ich ganz ungemein schwärme —, und Ihr Doktor soll heute noch bei uns ein und aus gehen!“

„Lene — Lenchen, wenn Sie das könnten! Wenn Sie meinem armen Doktor zur Heirat mit Ihrem Fräulein verhelfen, dann — dann, Lene, sollen Sie gleich darauf „Frau Lämmchen“ heißen!“

„Sehr gütig, mein Herr —“ sagte Lene Großmann lachend und machte ihm einen tiefen Knig. „Allein so weit sind wir noch nicht.“

„Doch wie in aller Welt wollen Sie es anfangen?“

„Wie? — Ganz leicht! Durch Mignon.“

„Durch die kleine Kage? — Ich verstehe nicht.“

Lenens Augen sagten: das habe ich mir gleich gedacht, als sie hinzufügte:

„Aber ganz einfach — ich stehle Mignon. Die Majorin wird durch den Verlust ihres Abgottes die gewöhnlichen Nervenanfälle bekommen — heute vielleicht ein wenig stärker als sonst. Unser alter Medizinalrat ist seit gestern verreist — nach Straßburg — begreifen Sie jetzt?“

Endlich ging Lämmchen ein Glülicht auf.

„Lene, Sie sind, weiß der Himmel, ein kleiner Satan! Doch noch eins: Mein Doktor darf von dem kleinen Streich nichts wissen. Er ist viel zu gewissenhaft und würde sich die Braut durch keine Intrigue erringen wollen.“

„Na, verderbt mir womöglich noch den Spaß und den Erfolg, zu dem ich Euch verheße! Man sollte Euch wirklich in der Tinte sitzen lassen, denn undankbar seid Ihr ja alle —“

Weiter kam sie nicht, denn Friß Lämmchen brückte ganz unverhofft seine roten Lippen auf ihren frischen Mund. — — —

Als die Majorin von Trenken-Jungenheim gegen vier

Uhr nach Hause kam, fand sie ihr Stubenmädchen in Tränen aufgelöst.

Erst auf die mehrfache Aufforderung, doch zu sagen, was geschehen sei, schluchzte Lene krampfhaft:

„Ach! — ach! —! Die kleine Mignon, das süße, niedliche, schöne Kästchen — fort — verschwunden — ganz fort —“

Im ersten Augenblick stand die Majorin wie erstarrt da. Die Befräftigung, daß man das Tierchen schon überall gesucht, gab das wirre Durcheinander in den Zimmern.

Portiären und Teppiche waren in Unordnung, und Clementine, die Köchin, hochrot im Gesicht, kam aus dem Schlafzimmer, wo sie mit einem langen Besen unter die Betten gefahren war, um die kleine Vermisste etwa aus einem Verstecke zu treiben.

Es dauerte nicht lange, und es gab zwei krampfhaft Schluchzende.

Erst einige Schmerzensrufe nach dem entflohenen Lieblinge — dann eine Flut von Vorwürfen gegen die „unzuverlässigen, herzlosen Mädchen“ — dann wieder Schluchzen und heiße Tränen und endlich alle möglichen unartikulierten Ausrufe — schließlich eine veritable Ohnmacht.

Elfriede, die ihrer Mama hilfreich beistand und diese Nervenaffektionen sehr wohl kannte, wollte die gewöhnlichen Beruhigungsmittel anwenden.

Zu ihrem Schrecken war das Fläschchen mit Pirschhorngeist völlig leer und das Flacon mit der Eau de Cologne nirgends zu finden.

„Hole einen Arzt — die Weinkrämpfe werden ja immer schlimmer! — Eile doch, Lene — schnell, ich ängstige mich!“

„Gleich, gleich, gnädiges Fräulein,“ sagte das Mädchen dienstwillig und trocknete sich die Tränen ab. —

„Aber unser alter Doktor Müller ist ja nach Straßburg gereist?“

„So hole den nächsten — so lauf doch —“

Während Elfriede zur Mutter zurückkehrte, läutete es draußen.

Die ahnungsvolle, hinausstürmende Lene rannte gegen Herrn von Diberloh, dem ein großes Bouquet aus der Hand fiel.

„Ach, mein Herr, Sie kommen grad' zu rechter Zeit: Die Frau Majorin liegt in Schreikrämpfen — ich laufe zum Doktor —“

Damit stürmte Lene die Treppe — hinauf, statt hinunter.

Herr von Diberloh war ein Feind jedweder Aufregung.

Schreikrämpfe! — Hm! Hm! Da war der Zeitpunkt ungünstig gewählt. — Und wo man Schreikrämpfe hatte, würde auch schwerlich gleich biniert werden. Er hatte Hunger, riesigen Hunger — er konnte ja ein andermal wiederkommen.

Behutsam nahm er das Bouquet vom Boden auf und legte es auf einen Tisch im Vorzimmer, zog die Korridortüre leise zu und stieg langsam und mißmutig die Treppe wieder hinab.

Der Schall Lene hatte das drei Treppen hoch, über das Geländer gebeugt, mit Vergnügen gesehen. Sie kannte ja ihre Pappenheimer!

Das gönnte sie dem alten Geizhals, der niemals für die Mädchen etwas gab, so oft er auch bei der Majorin Trenken zum Essen gewesen.

Nun schellte sie energisch an der Tür des Doktor Flock. Dem Lämmchen, der öffnete, machte sie ein Zeichen.

„Ist Ihr Herr zu Hause? Wir brauchen ihn gleich!“

Doktor Flock traute seinen Sinnen nicht. Der erste Patient — und ihn rief man — ihn, zur Majorin Trenken?

Wie im Traume ergriff er seinen Hut, befahl Lämmchen, die Lampe krennen zu lassen, und folgte der sehr eilig tuenden Lene.

Elfriede errödete und erblaßte abwechselnd und wußte nicht, ob sie den Zufall preisen sollte, der den Heißersehnten so plötzlich in ihre Nähe gebracht hatte.

Und Herbert Flock sah wieder sein „Dornröschen“ vor sich, goldhaarig, mit braunen Rehaugen, lieblich und verschämt.

Er faßte sich zuerst. Selbst im Rausche seines Entzückens kam die Pflicht seines Berufes ihm schnell ins Gedächtnis. Nach ehererbiertem hastigen Grusse gegen

Elfriede wandte er sich der Leidenden zu.

Die starken Weintränke der Majorin gingen in eine Ohnmacht über, und Doktor Flock rief der Patientin — die Flasche Eau de Cologne hatte Lene plötzlich wiedergefunden — sanft die Schläfen, auch die inneren Handflächen.

Seine Bemühungen hatten Erfolg. Nach und nach kam die Majorin zu sich. Erstaunt hasteten ihre Augen auf dem Antlitz des jungen Mannes.

„Ah — unser Schatten! Sie — Sie sind Arzt?“

„Ich bin es, gnädige Frau, und ich schätze mich glücklich, bei der Hand gewesen zu sein. Doch, bitte, sprechen Sie noch nicht — Sie sind noch zu schwach. Ich eile nur in meine Wohnung, ein stärkendes Medikament zu holen, und bin gleich zurück.“

Nachdem er noch angeordnet, daß man die Leidende in einen weichen Schlafrock hülle, wollte er in sein Logis hinaufgehen.

Im Vorzimmer machte sich Lene Großmann zu schaffen.

„Ach, Herr Doktor, das kommt nur daher bei unserer armen Gnädigen, weil ihre Lieblingskage, die kleine Mignon, entlaufen ist.“

Er nickte verständnisinnig und stieg die Treppen zu seiner Wohnung hinan.

Oben war Fritz Lämmchen nirgends zu finden. Die Lampe brannte, und Herbert entnahm seiner Hausapotheke das nötige Medikament. Im Begriff, sich wieder zu entfernen, vernahm er ein seltsames Schnurren.

Er schaute umher — ah! Da vor dem Bett, in einem seiner Schlaffschule, saß das reizende, weiße Käzchen mit dem blauen Perlenhalsband — es schnurrte behaglich und sah ihn aus spitzbübischen Augen ganz vergnügt blinzeln an.

Er gab sich keine Mühe, zu ergründen, wie das Tierchen zu ihm hereingekommen und wie es in seinen weichen Schuh geschlüpft, sondern lockte es an sich, nahm es in seine Arme und betrachtete das niedliche, winzige weiße Köpfchen.

„Was machst du in meinem Schuh? Wie kommst du zu mir, du kleines Geschöpf? Soll mir durch dich das Glück endlich kommen?“

Frohe Lebensfreude durchdrang ihn und belebte seinen ganzen Körper. Behutsam trug er das Käzchen unter seinem Rocke hinab und ließ es leise der Majorin auf den Schoß gleiten.

Ein Freudenschrei — und die wiedergefundene Mignon wurde mit Küffen bedeckt. — Die Kur des jungen Doktor Flock wirkte Wunder.

Nach einigen Stunden schon fühlte sich die Majorin von Trenten wieder so wohl, daß Clementinens Diner doch noch zu Ehren kam — als Gast saß Doktor Herbert Flock an der kleinen Tafel.

Es war ganz erstaunlich, welche Vorliebe Mignon für den neuen Hausarzt zeigte — sie sprang beständig von der Majorin zu ihm und zurück, schnurrte, schmeichelte und schmiegte sich an ihn.

Frau von Trenten fand den jungen Mann plötzlich „äußerst sympathisch“, welche Meinung ihr Töchterchen vollständig teilte.

Auch der Abend fand die kleine Gesellschaft bei einer prächtigen Pfirsichbowle beisammen.

In der warmen, bratenduftenden Küche aber saß der Diener des Doktors und ließ sich's bei Punsch und Pfannkuchen wohl sein.

Während Clementine, die dralle Köchin, am Herd nickte, stieß Lämmchen leise mit seiner Freundin Lene an.

„Auf das, was wir lieben!“

„Was wir lieben!“ entgegnete das hübsche Stubenmädchen.

„Na, habe ich mein Wort gehalten? Nun sitzt Ihr Doktor an der Seite seiner Frieda, und es mißte doch merkwürdig gehen, wenn er sich die Braut nicht bald im Sturme eroberte —“

„Ja, Frau Lämmchen in spe!“ lachte Fritz, der vom süßen Punsch ungeheuer fibel gestimmt war.

„Es lebe Mignon, das Käzchen, das ihm Lene Großmann so geschickt in den Schuh praktizierte!“

Ein altes Lied.

Es klingt mir im Ohre ein liebliches Lied,
Die Alten singen's und Jungen,
Am Amboss singt es der hämmernde Schmied,
Ihr selbst habt es oft schon gesungen:
Die Damer bei Hofe, so sehr sie sich zier'n,
Sie gleichen doch nicht meiner Lore,
Sie ist mein Gedanke bei Tag und bei Nacht
Und wohnet im Winkel am Thore!“

In jeder Zeitung liest man nunmehr
Von einer Prinzessin in Sachsen,
Geliebt und verwöhnt und verhätschelt gar sehr,
Auf einem Throne erwachsen.
Nach Gatten und Kinder fragte sie nichts
Und floh bei Nacht aus dem Thore,
Sie folgte dem Locken des schändlichen Wichts.
Da lobe ich mir meine Lore.

Auch eine Ausnahme ist sie gar nicht,
Die freieste aller Prinzessen.
Man hörte gar manche tolle Geschichte
Und hat sie wieder vergessen!
Da steht die Lore, die lieblich gar sehr,
Trotz aller Armut stets munter;
Kam' auch der Schönste, der Reichste daher,
Sie hieße ihm — patzsch — eine runter.

Und spräche mit Engelszungen ein Mann,
So würde mit ihm sie nicht flüchtig,
Und drohte die ganze Hölle sodann,
Sie schwänge die Bratpfanne tüchtig.
Die Damer bei Hofe, so sehr sie sich zier'n,
Sie gleichen doch nicht meiner Lore,
Sie ist mein Gedanke bei Tag und bei Nacht
Und wohnet im Winkel am Thore!“

Wau-Wau.

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Eine angenehme Mietherin.

„An wenn et mein janget Vermögen kost' id sage dem Schlums for't Gerichtsavafahr'n, det er 'n Schlums is, een' jemeinjefährlichkeit Indewidebums, een Schad der Uffschlicher, wenn er mir ooch bis jezt nichts uffschlicht hat, aber et wäre schon so weit noch je-kommun! Daburj nehme id Zist!“

Richter: Sind Sie die Beklagte Wittwe Meyer?

Beck.: Er will mir man raussha'm aus de Wohnung, weil id for ihn zu anständig bin. Det stimmt nu freilich, bei mir is nisch zu wollen.

Richter: Nun reden Sie kein überflüssiges Wort. Ihr Hauswirth hat die Räumungsflage angestrengt, weil Sie seit drei Monaten keine Miethe gezahlt haben.

Beck.: Herr Gerichtsassultater, wat der Wirt nu for'n Mensch is, det sehn Se je nun. Id un keene Miethe. Sehe id so aus? Er will mir man raushaben, weil id nich mehr scheene un nich mehr jung bin, weil id nich eene bin, wie er eene haben mechte. Aee, lassen Se mir man mal ausreden, Se denken wohl, id habe det nich jemorken wenn er rus kam zu mir in meine Stube mit Kochjelejenheit, wie er man blos mit de faule Ausrede kam, er will de Miethe ham, un dabei immer mit so'ne valiebte Dogen uf mir jubschen thut.

Richter: Jetzt schweigen Sie aber endlich. (zum Kläger): Sie sind der Kläger selbst?

Kläger: Ja wol, id bin et selbst, der friebere Kempner, un jezt Eigenthümer Ferdinand Schulze. Id bin reenevewech aus de Wolken jefallen, wie id hier hören muß, wat diese Frau schwabbelst. Denken Se, id vafsch 'een enj'atet Wort. Id habe ihr anjejluscht? Det is schon mehr, wie darüdt, ersichtens kann id jar nich jubschen, zweetens suche id mir zu't Jubschen schon wat Andersch aus und drittens möcht mir meine Frau scheene uf'n Kopp kommen, wenn id jubschte.

Richter: Also zur Sache! Weshalb soll die Beklagte die Wohnung räumen?

Kläger: Anjeleben ha't man den Grund, det se parduß in det letzte Quartal keene Miethe nich mehr jezohlt hat, aber id habe noch andere Gründe. Se is zu liebenswürdig zu mich jefewesen, wenn id nach de Miethe gekommen bin un det brauch id mir von so 'ne olle vazickte Spinativachtel n'ch jefallen zu jebrauchen. Un wie se det merkte, det id vazichte uf die ihre Liebe, da machte se mir int ganze Haus schlecht, so unjefähr, wie hier un drehte den



Spieß um, als wie bei id ihr dasolien hätte mit Anträge an, na Jott, Herr Gerichtsrath, Ihn brauch id doch so wat nich excht lange zu bezahlen, so wat kommt ja öfters vor. Aber, wenn't sein muh, will id et beschwören mit mein schönsten Eid, bei id nisch von der Weib haben wollte, wie meine Miethe, un bei wird wohl am Ende keen Babrechen sind.

Richter: Also, Beklagte, was haben Sie darauf zu erwidern?

Def.: Un id bleibe dabei er hat mir anjeslubscht. Un bei is 'ne ganze große niederträchtige Gemeinheit oder ooch 'ne ganze kemeene Niederträchtigkeit, bei er saacht, id wollte keene Miethe nich berappen. Warum sollte id ooch nich, dasor habe id doch de Wohnung.

Richter: Na, haben Sie denn im letzten Vierteljahr die Miethe bezahlt?

Def.: Wo wer' id denn Miethe bezahlen? Id denke ja jar nich dran, wo der mir immer so anjeslubscht hat. Un nehmen kann er mir ja doch nisch, wenn er mir ooch jekt rausjekt. Aber der Schlums soll mir noch kennen lernen.

Richter: Hüten Sie Ihre Zunge!

Die Beklagte wird verurtheilt sofort die Wohnung zu räumen, und das Urtheil für vollstreckbar erklärt.

Def.: (lacht höhnlisch) Wat id mir dasor loose, nehmen kann er mir ja doch nisch.



Naiv.

Mama (zu ihrer jungen Tochter): „Wie konntest Du nur Better Max einen Kuß geben?“

Tochter: „Ich stieg auf einen Stuhl und dann ging es!“

Recht schmeichelhaft.

Hausfuxer (vor dem zoologischen Garten): „Bachwaare gefällig, wenn Sie die Affen füttern wollen?“

Passant: „Geh' nicht in die Menagerie.“

Hausfuxer: „So nehmen Sie's Ihren Kindern nach Haus mit.“

Bernünftiger Vorschlag.

„Sehu's, Herr Baron, jekt wo die Fremden weg jan is eigentli' am allerhöchsten bei uns.“

„Haben recht, Rosler unbegreiflich, warum die Leute nich alle erst kommen, wenn der Fremdenrummel vorbei ist!“

Vorsichtig.

Tante Rebekka: „Na, Morizchen, was haste Dir bestellt zum Geburtstag?“

Moriz: 3 Schlittschuhe, 2 Wiegenpferde, 2 Trommeln, 2 Schlitten.“

Tante Rebekka: „Ja, warum denn alles doppelt?“

Moriz: „Vielleicht handelt Ihr mir was ab.“

Gardemarine.

Gardesentnant: „Immer und ewig diese Linien! Ich wahrhaftig allerhöchste Zeit, daß 'mal n' Gardelohn jebant wird!“

Nach Mitternacht.

Chemann dem beim späten Nachhausekommen ein Blumentopf entgegenliegt: „Na Alte, du träumst wohl vom Blumentorso?“

Kindlich.

Mama: „Um Gotteswillen, woher kommen denn alle diese Sprünge in unseren Gläsern?“

Kleine Helene: „Die hab' ich gemacht, Mama, weil Du einmal gesagt hast, daß ein gesprungenes Glas am längsten hält!“

Im Banerntheater.

Fremder: „Warum ist denn nun gleich eine halbe Stunde Pause?“

Einheimischer: „Ja wissen Sie, jekt müssen die Schauspielerinnen erst nach Hause gehen — und die Rube melken!“

Bringenerziehung.

Hofmeister: „Können mir Hobeit sagen, wie die mohamedanische Zeitrechnung genannt wird?“

(Bring niest):

Ganz richtig — Hebsch — ra!“

Gebildet.

Röschin: „Heute müssen Madame schon ein Auge zudrücken, auf dem Gebiete der Königsberger Klopse bin ich nämlich noch homo novus.“

Humor des Auslandes.

Sie sprachen über die verschiedenen Arten, Sylvestern zu feiern.

„Haben Sie schon 'mal das letzte Jahr ausgetanzt und gleich das neue eingetanzt?“

„Oh, schon oft!“

Plötzlich berante sie, geantwortet zu haben.

Kasernenhofblüthen.

Untersoffizier (als ein Soldat sich rührt): „Kerl, Sie wollen nach „stillgestanden“ wohl noch auswandern?“

„Meier, Sie stehen ja heute wieder einmal da, wie eine zu Grabe getragene Hoffnung.“

„Kohn, halten Sie das Gewehr nicht so verbrossen, wie eine gefallene Aktie.“

(„Zu einem Rekruten, der zu drei Tagen Arrest verurtheilt): So, Herr Tragöde, nun können Sie einmal drei Tage lang „das Glück im Winkel“ genießen!“

Entgegenkommend.

Bettler: „Sie sind ein reicher Herr, schenken Sie mir doch etwas.“

„Kann nicht, habe selbst noch Jungen und heirathsfähige Töchter zu Hause.“

Bettler: „Na, ich nehme ja auch schließlich eine Tochter!“

Schlussfolgerung.

Chemann: „Meine Frau ist Virtuosa auf dem Klavier.“

Besuch: „Das hab' ich schon heut Mittag 'rausgeschmeckt.“

Deutlicher Wink.

Herr: „Darf ich Ihnen, gnädiges Fräulein, wenn Sie nachher auftreten, einen Blumenstrauß zuwerfen?“

Tänzerin: „Gern — Sie können auch mit Steinen nach mir werfen.“

Echt weiblich.

Professor: „Im Vertrauen Gnädigste — — — der junge Maler, den Sie mir empfohlen, hat nicht die Spur von Talent.“

Dame: „Schade! — — So ein schöner Mensch!“

Ein Schwerenöther.

Fräulein: „Sie sind Graphologe, Herr Assessor? Sie würden also aus meiner Schrift meinen Charakter erkennen?“

Assessor: „Gewiß, gnädiges Fräulein! — — — Schreiben Sie mir doch mal einen Liebesbrief!“

Boshaft.

„Haben Sie vielleicht die Gedichte gelesen, die ich Ihnen vor vierzehn Tagen eingeschickt habe?“

Redakteur: „Ja — — aber irgendwo anders!“

Malitiöser Rath.

„Ich fühle das Zeug zu etwas Großem in mir — entweder zum Maler oder zum Schriftsteller.“

„Dann werde Schriftsteller. Papier ist immerhin noch billiger wie Leinwand!“

Kinder und Narren. . .

Onkel (Student): „Na, Hans, Du solltest Dich schämen, nicht mal verkehrt worden!“

Der kleine Hans: „Ja, Onkel, Du denkst natürlich, das ist so einfach wie bei 'ner Uhr.“

Vielsprechend.

„Sie glauben also, Herr Direktor, daß mein Drama „Welt-El“ Erfolg haben wird?“

„Ganz sicher. — Mir ist schon beim Lesen ganz elend geworden!“

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt Emil B o m m e r t in Wiesbaden. Verantwortlich für die Redaktion: Chefredakteur, M o r i z S c h a e f e r, Wiesbaden.